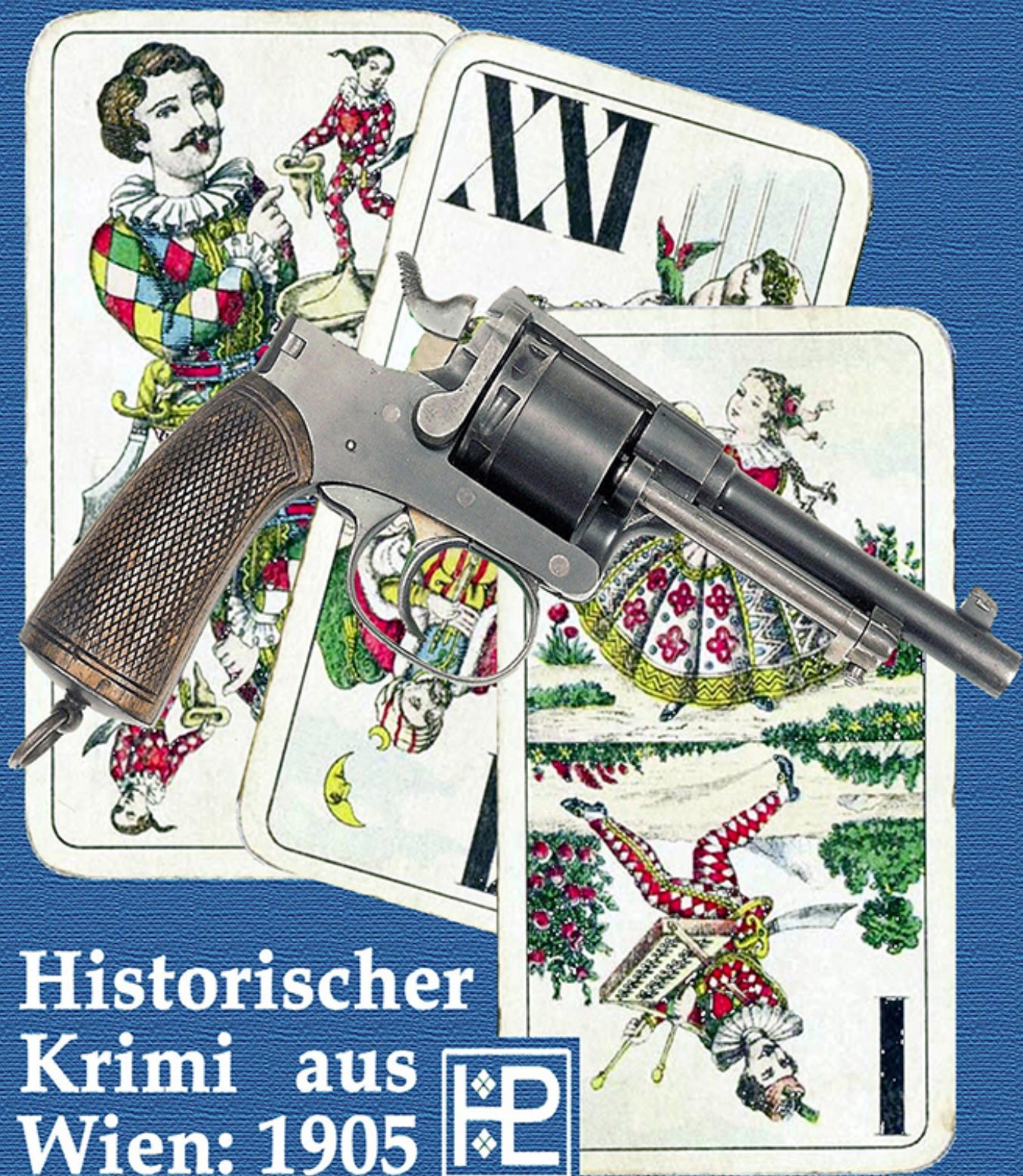


Peter Lukasch

Solo Valat



Historischer  
Krimi aus  
Wien: 1905





Die folgende Geschichte ereignete sich im 57. Regierungsjahr Seiner Kaiserlichen und Königlichen Apostolischen Majestät Franz Josef I., von Gottes Gnaden Kaiser von Österreich, König von Ungarn und Böhmen, von Dalmatien, Kroatien, Slawonien, Galizien, Lodomerien und Illyrien, König von Jerusalem etc., in seiner Haupt- und Residenzstadt Wien.

Nacherzählt aus den Aufzeichnungen des k. u. k. Rittmeisters Manfred Hagenberg.

## Sommer 1905

„Komm doch das Hügelchen heran, hier ist's so lustig wie im Prater.“

(Mephisto zu Faust in der Walpurgisnacht)

„Endlich hab'n wir an Ort, wo wir alle Gauner finden werden.“

(Polizeipräsident Franz von Stejskal anlässlich der Eröffnung des Vergnügungsparks ‚Venedig in Wien‘ im Wiener Prater)

# Inhaltsverzeichnis

Prolog

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Kapitel 17

Kapitel 18

Kapitel 19

Kapitel 20

Kapitel 21

Kapitel 22

Kapitel 23

Kapitel 24

Kapitel 25

Kapitel 26

Kapitel 27

Kapitel 28

Kapitel 29

Kapitel 30

Kapitel 31

Kapitel 32

Kapitel 33

Kapitel 34

Kapitel 35

Kapitel 36

Vom selben Autor sind bisher erschienen

## Prolog

**E**s war kurz nach ein Uhr. Die Nacht war von fernen Geräuschen erfüllt, die in ihrer Unbestimmbarkeit etwas Bedrohliches an sich hatten. Fetzen von Stimmen und Gelächter waren zu hören, gelegentlich Schreie und Fragmente von Musik, so undeutlich, dass man die Melodie nicht erkennen konnte. Die junge Frau kauerte im Schatten eines alten Kastanienbaumes. Rings um sie war Dunkelheit, nur das Wasser der Lagune schimmerte vage im Sternenlicht. Sie fühlte sich in ihrem Versteck unsichtbar und sicher vor allen Gefahren, die in der Finsternis lauern mochten. Aber natürlich gab es rings um sie nichts, das wirklich gefährlich war. Sie lächelte über ihre kindische Angst, weil Nacht und Einsamkeit doch Freunde aller Liebenden waren und sie vor den neugierigen Blicken anderer Menschen verbargen.

Schritte kamen näher. Jemand überquerte die kleine Brücke und bemühte sich gar nicht leise zu sein. Sie duckte sich noch tiefer in den Schatten und lauschte auf die Melodie, die der Ankömmling leise pfiß. Dann sprang sie voller Freude auf. „Ich bin hier!“, rief sie halblaut. Er stutzt einen Moment, dann kam er rasch auf sie zu und schloss sie in die Arme.

„Du hast dich aber gut versteckt“, sagte er lachend.

„Ich hab’ mich halt im Finsteren gefürchtet“, gestand sie, während ihre Lippen seinen Mund suchten. „Wo warst du denn so lange?“

„Ich bin ganz pünktlich, hast du schon sehr lange gewartet?“

„Sehr lange“, behauptete sie und zog ihn neben sich auf den Boden. „Aber jetzt bist du ja da.“ Sie kuschelte sich an

ihn und ließ ihre Hände über seine Brust gleiten. „Hast du mich lieb?“

„Noch viel mehr als du mich lieb hast.“

Sie schob ihre Hand in seine Hose und flüsterte. „Das glaube ich dir nicht. Hast du mich so lieb, dass du mich heiraten wirst?“

Er war unangenehm berührt und hielt ihre Hand fest. „Das haben wir doch schon besprochen. Ich würde ja gerne, aber wir haben kein Geld. Wie soll denn das gehen?“

„Und wenn ich viel Geld hätte? Wenn ich beispielsweise eine reiche Erbin wäre, würdest du mich dann heiraten?“

„Dann würde ich dich vom Fleck weg heiraten“, sagte er mit Überzeugung. Unter diesen Bedingungen würde er jede heiraten, unabhängig davon wie sie aussah und wie alt sie war. Er seufzte. Die Zeit lief ihm davon. Er musste in wenigen Minuten von hier weg sein und vorher tun, weshalb er hergekommen war.

„Ich werde bald reich sein“, behauptete sie. „Du wirst schon sehen und dann werden wir es schön haben.“

„Dummes Geschwätz, du bist arm wie eine Kirchenmaus“, dachte er und küsste sie auf den Hals. „Lebend bist du keine Krone wert.“

Sie befreite ihre Hand aus seinem Griff und begann ihn aufreizend zu streicheln. Er geriet in Versuchung, sich darauf einzulassen. Auf die paar Minuten kam es auch nicht mehr an. Dann schob er solche Gedanken als unpassend beiseite, wobei er nicht ohne Verdruss dachte, dass er in tiefster Seele ein feinfühler Mensch mit zu vielen Skrupeln sei.

„Was hast du?“, fragte sie leicht irritiert. „Bist du nicht in Stimmung?“

Es war Zeit die Sache zu Ende zu bringen. „Bei dir bin ich doch immer in Stimmung“, behauptete er, nahm ihr Gesicht in beide Hände und küsste sie heftig. Ihre Lippen öffneten sich bereitwillig. Ihr Atem roch gut, nach Minze mit einer Spur Krautsalat, wahrscheinlich eine Erinnerung an ihr

Abendessen. „Es ist schade um sie“, dachte er voller Bedauern, weil er – auch davon war er überzeugt – ein weiches Herz hatte. Mit dem Messer wäre es leichter gewesen, aber wenn der Stich nicht gleich richtig saß, würde sie bluten wie ein Schwein und seinen Anzug versauen. Außerdem würde sie wahrscheinlich schreien. Das konnte er überhaupt nicht brauchen.

„Komm, lieb mich in den Himmel“, raunte sie und bedeckte sein Gesicht mit Küssen.

Er würde sie nicht in den Himmel lieben, sondern erwürgen. Jetzt gleich. In den Himmel würde sie so und so kommen, wenn ihr das bestimmt war. Er war aufgeregt und seine Hände wurden feucht. Es war eine Premiere für ihn. Er hatte zwar schon einen Menschen erstochen, aber noch nie jemanden erwürgt. Das war wahrscheinlich gar nicht so leicht, obwohl es bei einer Frau sicher einfacher ging, als bei einem Kerl. Er ließ seine Hände über ihren Hals gleiten, fühlte die zarten Knorpel ihrer Kehle und drückte behutsam zu, sozusagen probierhalber. Sie keuchte und flüsterte halb erstickt: „Nicht so wild! Ich krieg’ ja gar keine Luft!“

Jetzt musste es sein! Er drückte ihren Hals zusammen und presste seinen Daumen gegen ihren Kehlkopf so fest er konnte. Ihre Augen weiteten sich in verständnislosem Entsetzen. Er hatte mit mehr Gegenwehr gerechnet, er war darauf gefasst gewesen, dass sie heftig um ihr Leben kämpfen werde, aber da war nichts, außer einem unkontrollierten Zucken der Glieder und dem kraftlosen Versuch, seine Hände von ihrem Hals zu lösen. Er konnte den stieren Blick ihrer hervorquellenden Augen nicht mehr ertragen und wandte den Kopf ab. Dann nahm er alle Kraft zusammen und drückte ihren Hals noch fester zusammen. Er spürte wie ihre Halsknorpel nachgaben, grausam zerdrückt wurden und das Zungenbein brach. Das war es. Ihr Leben war nicht mehr zu retten.

„Jetzt nur nicht nachlassen“, dachte er verbissen, „damit sie nicht wieder zu sich kommt und ich von vorne anfangen



muss, um sie zu erlösen.“ Es war ein Akt der Gnade, wenn er die Sache rasch zu Ende brachte. „Sie soll froh sein, dass sie an mich gekommen ist“, dachte er selbstgefällig. „Ein anderer hätte wahrscheinlich keinen Gedanken daran verschwendet, ihr unnötige Qualen zu ersparen.“ Er hielt ihren Hals noch mehrere Minuten umklammert, bis er durch die Kraftanstrengung einen Krampf in der rechten Hand bekam. Schließlich ließ er sie los. Sie sank zusammen, wie ein Bündel Fetzen. Er tastete nach ihrem Puls und suchte nach einem Herzschlag. Nichts; sie war mausetot und damit für ihn dreitausend Kronen wert. „Eine Schande“, dachte er und stand langsam auf. Seine Knie zitterten. „Sie war so ein nettes Ding.“ Aber was sollte man machen? Die Zeiten waren schwer und dreitausend Kronen waren ein Vermögen für ihn. Er bückte sich, hob sie hoch und trug sie zum Ufer, wobei er leicht angewidert registrierte, dass sie im Todeskampf ihre Blase und ihren Darm entleert hatte. Dann legte er sie behutsam in eines der vertäuten Boote. Warum er das tat wusste er selber nicht. Er hätte sie genauso gut dort liegen lassen können, wo sie gestorben war. Aber so schien es ihm angemessener, würdiger zu sein. Er war – wie bereits erwähnt – ein sensibler Mensch mit viel Gefühl für Anstand. „Ich bin froh, dass es so glatt gegangen ist“, dachte er, während er seine Hände im Wasser der Lagune wusch. „Sie hat sich fast gar nicht gewehrt und uns beiden eine lästige und für sie sinnlose Rauferei erspart.“ Er empfand sogar so etwas wie Zuneigung und Dankbarkeit für sie, weil sie es ihm so leicht gemacht hatte.

Er warf einen Blick auf seine Taschenuhr. Perfekt! Er lag genau im Zeitplan und hatte keine Minute verschwendet. Mit festen Schritten ging er in die Dunkelheit hinein. Er kannte seinen Weg genau. Die Nacht war sein Element und barg keine Schrecken für ihn. Er war das einzige Ungeheuer weit und breit. Aber so sah er das natürlich nicht. Denn er hielt sich selber für einen honorigen Mann, der eine unangenehme aber notwendige Arbeit mit Anstand und

Umsicht erledigt hatte. Wieder begann er leise zu pfeifen bis sein Lied in der Ferne verklang.



Tiefe Ruhe lag über Venedig. Es war knapp nach drei Uhr. Am Horizont zeigte sich bereits ein blasser Schimmer und kündigte den nahenden Tag an. Aber noch hing der Mond am Himmel und spiegelte sich in der Lagune.

Anton Newerkla liebte diese wenigen magischen Stunden der Stille zwischen dem hektischen Treiben der Nacht und dem betriebsamen Morgen. Er ging über die malerische Brücke, die den Kanal überspannte, stieg die Treppen hinunter und folgte dem Weg zwischen dem Wasser und der Vorderfront des Palazzos. Er legte die Hand an den Griff seines Säbels, ein ausgemustertes Stück aus ärarischen Beständen, das er hoch um den Leib geschnallt hatte, damit ihm die Klinge nicht zwischen die Beine geriet. Newerkla stellte sich in der unbeobachteten Einsamkeit der Nacht gerne vor, er wäre ein Edelmann, der verfolgt von den bewundernden Blicken der Frauen würdevoll einherschritt. Dabei leuchtete er gewissenhaft mit seiner Laterne in die dunklen Hauseingänge und überzeugte sich, dass die Türen gut verschlossen waren. Beim venezianischen Haus hielt er an, öffnete einen kleinen Kasten und betätigte mit dem Schlüssel, der darin angekettet war, seine Stechuhr. Dann folgte er dem schwankenden Lichtkegel seiner Laterne in Richtung Anlegestelle.

Jetzt hatte er die Lagune erreicht. Im stillen Wasser wiegten sich die Boote und warteten auf den neuen Tag und auf neue Fahrgäste. Newerkla ließ den Schein seiner Laterne über die Boote gleiten und stutzte. Da lag doch tatsächlich jemand in einem der bunten Wasserfahrzeuge. Man konnte machen, was man wollte: Immer wieder schafften es Unbefugte, sich einzuschleichen. Meist waren es Pärchen, die einen stillen, romantischen Platz für ein

Schäferstündchen suchten, gelegentlich auch ein Unterstandsloser, der nur in Ruhe schlafen wollte. Dass jemand in einem der Boote nächtigte, war allerdings neu und außerdem nicht bequem. Vielleicht liebte der Kerl ja das leichte Schaukeln auf dem Wasser. Newerkla eilte entschlossen zur Anlegestelle, um diesem Unfug ein Ende zu machen. Im Licht der Laterne erkannte er, dass kein Kerl in der Gondel lag, sondern eine Frau. Um so schlimmer. Pärchen und sogar einzelne Männer ließen sich leichter vertreiben. Einzelne Frauen waren meist betrunken, saufrech und verursachten Schwierigkeiten.

„He Sie da!“, schrie Newerkla. „Was soll denn das? Stehen Sie sofort auf, oder ich rufe die Polizei!“

Die Frau schlief tief und fest. Sie lag halb auf dem Bauch, das Gesicht dem Wasser zugekehrt.

Newerkla fluchte vor sich hin und stieg vorsichtig in das schwankende Boot. Er beugte sich über die Schlafende und packte sie an der Schulter: „Bist angesoffen, was?“, fragte er grob. „Steh auf und verschwind von da, sonst lass’ ich dich in den Arrest bringen.“

Die Frau gab keine Antwort. Sie dreht sich widerstandslos unter seinem Griff und sah ihn mit aufgerissenen Augen an. Das Gesicht war blau angelaufen und die Zunge hing ihr aus dem Mund. Newerkla fuhr zurück. „Jessas Maria“, flüsterte er, „die ist umbracht worden.“

Er sah sich besorgt nach allen Seiten um und zerrte vergeblich an seinem Säbel, der sich in der Scheide verklemmt hatte. Es war aber ohnehin niemand zu sehen, der eine Bedrohung darstellte.

Eilig kletterte er aus dem Boot und lief zu dem venezianischen Haus zurück, in dem das Postamt untergebracht war. Mit seinem Zentralschlüssel sperrte er auf, machte Licht und drehte hektisch an der Kurbel des Telefonapparates. Als sich das Fräulein vom Amt meldete, verlangte er mit dem Polizei-Bezirks-Kommissariat Prater

verbunden zu werden, er habe einen bedenklichen Todesfall zu melden.

Das Kommissariat verfügte seit neuestem auch über ein telefonisches Nachtjournal. Der Beamte am anderen Ende klang allerdings recht verschlafen und war ungnädig. Er schlug vor, man möge einen Arzt rufen, wenn jemand erkrankt oder gar schon gestorben sei, aber nicht die Polizei. Erst nachdem ihm Newerkla drastisch das blaue Gesicht und die heraushängende Zunge geschildert hatte, räumte er die Möglichkeit eines Verbrechens ein, erklärte aber, dafür sei dann nicht das Kommissariat zuständig, sondern die Zentrale. Newerkla ließ sich darauf nicht ein, sondern meinte bloß, er habe keine Ahnung von Zuständigkeiten, sei aber davon überzeugt, der Herr Inspektor werde schon wissen, was zu tun sei.

„In einer halben Stunde ist jemand da“, versprach dieser daraufhin widerwillig. „Sie passen inzwischen bei der Toten auf und sorgen dafür, dass die Beamten hineinkönnen.“

Newerkla betätigte die Standleitung, für die er keine Vermittlung brauchte. Sein Kollege, der junge Brachyta meldete sich und klang auch verschlafen und ungnädig. „Was ist denn?“

„Wir haben eine Leiche bei der Lagune. Ich glaube, sie ist erwürgt worden. In einer halben Stunde kommt die Kiberei. Ich habe schon angerufen. Du gehst zum Haupttor und wartest. Wenn sie kommen, lass sie herein und führ sie her.“

„Das hat mir grad noch gefehlt“, sagte Brachyta, der den Vorfall offenbar nicht als Tragödie, sondern in erster Linie als persönliches Ungemach ansah.

Tatsächlich trafen eine halbe Stunde später die Polizisten vor dem Haupttor von ‚Venedig in Wien‘ am Praterstern ein.

Es mag sonderbar anmuten, dass sich mitten in Wien eine Stadt befinden sollte, die eigentlich weit weg am Mittelmeer beheimatet war. Den Wienern kam das nicht sonderbar vor. Sie hatten nämlich ein sentimentales Verhältnis zu Venedig, das von den Venezianern allerdings nicht erwidert wurde.

Denn vor kaum mehr als einem halben Jahrhundert, als sich Venetien in den Wirren der Revolution von Österreich trennen wollte, war es von dem danach als Held der Monarchie verehrten Feldmarschall Radetzky mit Waffengewalt zurückgezwungen worden, nur um weniger als zwei Jahrzehnte später dann doch an Italien verloren zu gehen.

„Da kann man halt nix machen“, meinten die Wiener melancholisch, ließen sich Jahrzehnte später Venedig in ihrer Stadt nachbauen und spielten bei jedem Konzert mit Begeisterung den Radetzky marsch. Sie pflegten – natürlich nicht bei offiziellen Anlässen, sonst aber schon – zu den markanten Rhythmen gern zu singen: „Wenn der Hund / mit der Wurst / übern Hackstock springt ...“ Das schien auf schwer deutbare Weise ihre Meinung über den Zustand der Monarchie zum Ausdruck zu bringen.

Auf dem Praterstern, nicht weit vom Haupteingang zu ‚Venedig in Wien‘ hatte man auch dem Admiral Tegetthoff, dem ruhmreichen Sieger der Seeschlacht von Lissa ein monumentales Denkmal errichtet. Schlachten gewann dieses österreichische Kaiserreich ja gelegentlich, Kriege nie. Auch diesen nicht, der gegen Preußen und Italien geführt worden war, und der zum endgültigen Verlust von Venedig geführt hatte. Da stand der Held eines nutzlosen Sieges nun auf seiner mit Schiffsschnäbeln geschmückten Säule und wandte sich von dem nachgemachten Venedig ab, so als ob er gar nicht hinsehen wollte.

‚Venedig in Wien‘ hatte vor zehn Jahren seine Pforten geöffnet und war neben dem Wurstel- oder Volksprater die größte Attraktion im Prater geworden. Man hatte Kanäle, auf denen man mit Gondeln herumgerudert werden konnte, und venezianische Bauwerke errichtet. Diese Bauten waren teilweise kaum mehr als Kulissen, teilweise hatten sie aber auch ein Innenleben, in dem Läden und Lokale eingerichtet waren. In den folgenden Jahren war ‚Venedig in Wien‘ immer wieder umgebaut worden, um dem Publikum neue



Attraktionen zu bieten. Im heurigen Jahr war das Thema ‚Die elektrische Stadt‘. 300 Bogenlampen 60 Brillantlampen und über 10.000 Glühbirnen hatte man installiert, um das Publikum mit raffinierten Beleuchtungseffekten zu verzaubern. In diesem Punkt waren die Wiener nämlich sehr anspruchsvoll. Denn im selben Maße in dem das österreichische Kaiserreich an Substanz zu verlieren schien und schon vor seinem Ende zu einem Gespenst wurde, gewann seine Haupt- und Residenzstadt an märchenhaftem Glanz. Es war ein Leuchten, das noch ein letztes Mal das heraufdämmernde Unheil überstrahlte.

Im Laufe der Zeit war das ursprüngliche Wiener Venedig durch ständige Veränderungen immer mehr verschwunden, nur die Ecke mit der Lagune, die man in einen großen See für Ruderboote umgewandelt hatte, war übrig geblieben. Trotzdem wurde die ganze Anlage noch immer ‚Venedig‘ genannt. Da man anders als im benachbarten Volkssprater Eintritt zahlen musste, um überhaupt hereinzukommen, musste das Gelände nach Betriebsschluss von den Besuchern verlassen werden.

Brachyta ließ die Beamten bei den Hauptkassen ein. Mit der Fahrbereitschaft stand es offenbar nicht zum Besten. Der Trupp kam nämlich mit einem bespannten Arrestantenwagen an. Es mag auch sein, dass man die unbegründete Hoffnung hegte, gleich einen Mörder verhaften zu können, in welchem Fall der Arrestantenwagen natürlich Sinn gemacht hätte.

Die Gruppe bestand aus drei Kiberern, oder Polizeiagenten, wie sie offiziell hießen, einem Fotografen und einem Polizezeichner. Einen Doktor hatten sie auch mitgebracht. Sie folgten Brachyta durch die dunkle Anlage, bis sich Newerkla durch Rufe bemerkbar machte und seine Laterne schwenkte. Zuerst stieg der Doktor in das Boot, berührte kurz den Hals der Toten und verkündete: „Sie ist tot. Erwürgt, vor etwa zwei bis drei Stunden. Sie ist noch nicht ganz kalt.“ Mehr hatte er im Moment nicht zu sagen.

Er war ohnehin der Meinung, dass die Visitation eines Tatortes Mitten in der Nacht Unfug sei und gut und gern bis zum Morgen hätte warten können.

Die Agenten durchsuchten die Habseligkeiten der Toten und stellten zufrieden fest, dass sie ein Dienstbuch bei sich hatte, das sie als Dienstmädchen auswies. Man musste sich zumindest nicht mit einer unbekanntem Toten abgeben und erst mühsam ausforschen, wer sie war. Der Fotograf produziert mehrere gewaltige Lichtblitze und hoffte, dass die Bilder trotz der schlechten Bedingungen etwas werden würden. Deswegen war auch vorsichtshalber der Zeichner mitgenommen worden, falls die fotografische Technik versagen sollte. Er hieß Rybar und fertigte flink Skizzen an. Es waren zwei Skizzen. Eine für den Polizeiakt und eine für die Kronenzeitung, der er gelegentlich Bilder von Tatorten verkaufen konnte. Er war ein begabter Schnellzeichner und hoffte, sein Bild mit einem kurzen Bericht noch in der Morgenausgabe unterbringen zu können. Sonst würde dort ein Bild auf der Titelseite erscheinen, das Seine Majestät bei der Abreise nach Bad Ischl, seinem Sommeraufenthalt zeigte. Ein erwürgtes Mädchen im Prater würde das Publikum sicher mehr interessieren.

Newerkla und Brachyta wurden kurz vernommen. Nach einer knappen Stunde war die Sache erledigt und der Trupp packte seine Utensilien wieder zusammen.

„Und was ist mit der da?“, fragte Newerkla und deutete auf die Tote.

„Ich lasse sie im Laufe des Vormittags abholen“, erklärte der Doktor.

„Wahrscheinlich so um Mittag. Ich will sie mir noch näher anschauen.“

„Und wo soll sie, bitte schön, bis dahin bleiben?“

„Da wo sie jetzt ist. Mit Regen ist nicht zu rechnen. Wo sie jetzt liegt, ist sie für die paar Stunden gut aufgehoben.“

Newerkla war empört. „Das geht doch nicht. Wir machen in der Früh auf!“

Der Arzt war unwirsch. „Da kann man nichts machen. Sperrt's halt diesen Bereich ab. Ihnen kann das doch egal sein. Sie sind ja nur der Nachtwächter.“

Das stimmte. Newerkla war nur der Nachtwächter. Der Chef von mehreren Nachtwächtern, genau genommen. Es war Sache des Betriebsleiters, sich mit dieser Situation auseinanderzusetzen. Trotzdem hatte Newerkla den Verdacht, dass man ihm die Schuld geben werde, wenn die Anlage erst verspätet öffnen konnte. „Das geht nicht“, wiederholte er daher störrisch. „Das ist hier ein öffentlicher Bereich. Da kann man keine Toten stundenlang herumliegen lassen, wie in einer Wohnung beispielsweise.“

„Das ist kein öffentlicher Bereich“, sagte der Arzt nicht minder störrisch.

Die Polizeiagenten mischten sich in die Diskussion ein und kamen zu dem Ergebnis, dass es im Zweifel wohl doch ein öffentlicher Ort sei und die Leiche daher ehestens weg müsse. Sie lehnten aber das Ansinnen des Doktors entschieden ab, die Verstorbene mit ihrem Arrestantenwagen zum Allgemeinen Krankenhaus zu bringen.

Also bequemte sich der erboste Doktor dazu, über das Telefon im venezianischen Haus mitten in der Nacht einen Wagen herzubeeordern, der die Tote sofort in die Pathologie bringen sollte.

Rybar hatte das Ende der Diskussion nicht abgewartet und sich mit dem Bemerkten entfernt, er werde ja wohl nicht mehr gebraucht. Brachyta ließ ihn auf die Straße hinaus und Rybar hatte das Glück, sofort einen Nachtfiaker zu finden, der ihn zum Gebäude der Kronenzeitung brachte. Es würde sich noch ausgehen, mit seinem Kurzbericht und dem Bild auf der Titelseite.



„Venedig in Wien“ konnte am nächsten Morgen pünktlich um 10 Uhr öffnen. Der Publikumsandrang war an diesem Morgen stärker, als sonst. Diejenigen, die schon die Kronzeitung gelesen hatten, eilten unverzüglich zum See und starrten ins Wasser. Nicht wenige wollten wissen, in welchem Boot die Tote gelegen hatte und verlangten, genau in diesem Boot herumgerudert zu werden. Sie hatten schon immer ein eigenartiges Verhältnis zum Tod gehabt, die Wiener.

Etwa zur gleichen Zeit und ohne zu ahnen, was mit leisen Sohlen auf ihn zukam, beschloss der gewesene Rittmeister Manfred Hagenberg sein zweites Frühstück im Café Wien einzunehmen.



## Kapitel 1

**D**as Café Wien auf der Alserstraße erfreute sich eines gediegenen Publikums. Strategisch günstig zwischen dem Landesgericht Wien und dem Allgemeinen Krankenhaus gelegen, wurde es von Doktoren zweier Fakultäten frequentiert: Juristen aus dem Landl, wie das Landesgericht genannt wurde, und Medizinern aus dem Krankenhaus. Jetzt, um 10 Uhr Vormittags, waren aber nur wenige Gäste da. Die Juristen waren in Verhandlungen, die traditionell um 9 Uhr begannen, und für die Mediziner war es die Stunde der Visite.

Der Gast, der das Lokal betrat, konnte daher mit Befriedigung registrieren, dass sein Lieblingsplatz am Fenster noch frei war. Er war etwa fünfunddreißig Jahre alt, hochgewachsen, glattrasiert, mit bereits schütterem Haarwuchs und einer Haltung, gerade wie ein Ladestock, die den Militär verriet. Die Sitzkassierin, die hinter einem wuchtigen Eckpult thronte, das wie eine kleine Festung wirkte, erwiderte freundlich lächelnd seinen Gruß. Sie mochte den Rittmeister, wie er allgemein genannt wurde. Er war ein regelmäßiger, angenehmer Gast und ein fescher Mann noch dazu.

Auch der Kellner Fritz beobachtete aufmerksam, wie es sich der Ankömmling an seinem Platz bequem machte. Eigentlich hieß der Kellner gar nicht Fritz, aber sein Vorgänger hatte so geheißen, zumindest war auch er so gerufen worden. Die Gäste mochten es nicht, wenn sie sich neue Namen für den Kellner merken mussten. Also war der ‚Herr Fritz‘ zu einer Art Berufsbezeichnung für den jeweiligen dienstbaren Geist geworden.



Fritz trat nach angemessener Wartezeit an den Tisch des neuen Gastes und fragte ehrerbietig: „Was befehlen Herr Rittmeister?“

Die Antwort fiel denkbar kurz aus: „Wie immer.“

Fritz war nicht überrascht. Er zog seinen Notizblock hervor und diktierte sich selbst: „Ein weiches Ei, drei Minuten, im Glas, ein Butterbrot, ein großer Brauner und die Kronenzeitung. Kommt sofort, Herr Rittmeister.“

Der Rittmeister runzelte die Stirn und sah auf. „Sagen Sie doch nicht immer Rittmeister zu mir, Fritz. Ich bin keiner mehr.“

Jetzt war es an Fritz die Stirn zu runzeln. Man war ein nobles Lokal. Jeder, der hier regelmäßig verkehrte, hatte einen Titel, mit dem er angesprochen wurde. Das war in Wien so Brauch. Bei den Doktoren, die das Stammpublikum ausmachten, war es einfach. Dazu kamen einige Kommerzienräte, Hofräte, Regierungsräte, Kanzleiräte, Landesgerichtsräte, Oberlandesgerichtsräte, sonstige Räte, ein Baron sowie Personen, von denen man es nicht genau wusste und die daher mit ‚Herr von‘ angesprochen wurden. „Wie soll ich Sie denn dann anreden?“, fragte er indigniert und vermied mit schmalen Lippen eine Titulatur.

„Sagen Sie doch einfach Herr Hagenberg zu mir.“

Fritz schüttelte den Kopf. „Einfach Herr Hagenberg? Wie Herr Rittmeister befehlen.“ Er entfernte sich, um die Bestellung an die Küche weiterzuleiten.

Hagenberg sah ihm halb verärgert, halb belustigt hinterher. Der Rittmeister klebte an ihm und war nicht abzubekommen. Freilich, er war ja wirklich einer gewesen, ein stolzer Kavallerieoffizier, bis diese verhängnisvolle Sache mit dem Konsul passiert war.

In einer einzigen Nacht hatte er beim Hasard an den Konsul eine Summe verspielt, über die er nicht verfügte und die er mit seinem Offizierssold in den nächsten Jahrzehnten auch nicht verdienen konnte. Schulden waren an sich kein Problem. Sie hatten alle Schulden, die Herren Offiziere. Aber

es war ein Unterschied, ob man seinem Schneider oder seinem Hauswirt Geld schuldig blieb, oder ob es sich um Spielschulden handelte. Denn Spielschulden waren Ehrenschnulden und mussten binnen vierundzwanzig Stunden beglichen werden. Weil Hagenberg das nicht konnte, hatte er sofort den Dienst quittiert, um nicht unehrenhaft entlassen zu werden. Natürlich hätte er sich erschießen sollen. Das wäre ehrenhaft gewesen und hätte ihm eine gute Nachrede gesichert. Er hatte es nicht getan und wurde seither von den meisten seiner ehemaligen Kameraden gemieden.

Einige Monate später war er überraschend zu Geld gekommen, hatte seine Schulden dann doch bezahlen können und sich für die Verspätung entschuldigt. Der Konsul hatte sich sehr freundlich gezeigt, ihm brieflich gedankt und die Ehrensache für erledigt erklärt. Obwohl dieser Umstand in seinem Regiment bekannt wurde, gingen ihm etliche seiner Kameraden nach wie vor aus dem Weg. Er hätte sich trotzdem erschießen müssen, meinten sie.

Hagenberg konnte das inzwischen gleichgültig sein. Im Gegensatz zu so manch anderem geschassten Offizier, der sein Leben als Kanzlist, Vertreter oder gar Eintänzer fristen musste, hatte er eine sehr einträgliche Profession gefunden.

Der Zufall hatte es nämlich gefügt, dass er kurz nach seinem Ausscheiden aus der Armee einem Bekannten in einer sehr heiklen Angelegenheit mit einer Dame, die am Ende keine war und ihn zu erpressen versuchte, behilflich sein konnte. Er hatte die Sache diskret erledigt und dafür gesorgt, dass die Dame sehr eilig ins Ungarische abreiste und auf ihrer Forderung nicht weiter bestand.

Der Bekannte hatte hinter vorgehaltener Hand im Freundeskreis die Geschicklichkeit und Diskretion Hagenbergs in den höchsten Tönen gerühmt, was dazu führte, dass der bald von anderen Personen kontaktiert wurde, die seine Hilfe suchten. Hagenberg hatte anfangs gezögert, sich auf solche Geschäfte einzulassen, weil ihm

seine eingewurzelten Ehrbegriffe als Offizier im Weg standen. Die guten Honorare, die ihm geboten wurden, hatten diese Bedenken aber verschwinden lassen. Von etwas musste er ja schließlich leben, ohne Vermögen, wie er war, und ohne etwas Rechtes gelernt zu haben.

Inzwischen war er in eingeweihten Kreisen zu einem hochgeschätzten Spezialisten für die Lösung heikler Angelegenheiten, die gelegentlich außergewöhnliche Maßnahmen erforderten, geworden. Die unverschämt hohen Honorare, die er verlangte, waren seinem Geschäft nicht abträglich. Ganz im Gegenteil verschafften sie ihm ein exklusives, sehr zahlungskräftiges Klientel.

Trotzdem, der Rittmeister war ihm geblieben. Er wurde nicht nur höflichkeitshalber oder aus Gewohnheit so angedet. Sein neuer Beruf hatte es mit sich gebracht, dass er auch Kontakt zu zwielichtigen Kreisen bekam. Unter diesen Leuten war es üblich, dass jeder, der etwas galt, einen Spitznamen hatte. Seiner war, wie hätte es anders sein können, ‚Der Rittmeister‘. Da konnte man gar nichts machen.

Fritz unterbrach sein Sinnieren und stellte ein Tablett auf den Tisch. „Recht guten Appetit, Herr Rittmeister“, sagte er beflissen und ignorierte die Wünsche seines Gastes punkto Anrede. „Und hier ist die Kronenzeitung, bitte sehr.“ Fritz informierte seinen Gast gleich vorweg über die wesentlichen Nachrichten: „Seine Majestät sind nach Ischl abgereist und im Prater ist ein Mädel umgebracht worden.“

„Was Sie nicht sagen“, erwiderte Hagenberg nur mäßig interessiert und betrachtete das Titelbild, das der Zeichner Rybar geschaffen hatte. Es zeigte sehr dramatisch und realistisch die Auffindung der Leiche. Lediglich den Gesichtsausdruck der Toten hatte Rybar geschönt. Jetzt sah sie geradezu friedvoll aus und die Zunge hing dem Mädel auch nicht mehr heraus. Das wollte man dem Publikum zum Frühstück doch nicht zumuten.

Nachdem Hagenberg gegessen hatte, nippte er genüsslich an seinem Kaffee, zog eine silberne Tabatiere aus der Tasche und entnahm ihr eine Zigarette. Sorgfältig stieß er sie gegen die Tischplatte um den Tabak zu festigen und zündete sie mit einem Streichholz an. Tief sog er den Rauch ein und verspürte sogleich die entspannende, leicht berauschende Wirkung. Die Zigaretten der Marke ‚Nil‘, die er bevorzugte, waren wie die meisten Orientzigaretten der Kaiserlich - Königlichen Tabakregie mit ungarischem Hanf versetzt und vor allem in Künstlerkreisen, aber nicht nur in diesen, sehr beliebt.

Hagenberg legte den Kopf in den Nacken und überlegte, welchen der Aufträge, die ihm jüngst angeboten worden waren, er übernehmen sollte. Die Sache des Fabrikanten aus Gumpendorf würde wohl am lukrativsten sein, wenn er die Zahlungskraft des Klienten bedachte, obwohl sich dieser bisher nur sehr unbestimmt über die Art des Auftrages geäußert hatte.

Als er mit seinen Überlegungen so weit gekommen war, fiel sein Blick auf einen neuen Gast, der bei der Sitzkassierin stand und sich suchend im Lokal umsah. Er ahnte, dass der Neuankömmling seinetwegen gekommen war und wappnete sich für die Prüfung, die ihm wahrscheinlich bevorstand.

Polizeiinspektor I. Klasse Sebaldus Mohnhaupt wirkte leidend. Er war leichenblass, ging leicht gebeugt, die Tränensäcke waren geschwollen und sein Gesichtsausdruck zeugte von tiefster Melancholie, ja geradezu von verzweifelter Resignation. Ein zerzauster Schnauzbart versuchte vergeblich den anfälligen Eindruck dieser Erscheinung zu mildern. Das Aussehen täuschte. Mohnhaupt erfreute sich in Wahrheit bester Gesundheit und war nicht nur körperlich, sondern auch von seiner Wesensart her überaus robust. Er hatte das Gemüt eines Fleischerhundes, wie man in Wien zu sagen pflegte.

Nun hatte er sein Opfer erspäht und steuerte Hagenbergs Tisch an. „Servus, Herr Rittmeister“, grüßte er. „Darf ich

mich ein bisserl zu dir setzen?“ Er wartete keine Antwort ab und ließ sich leise schnaufend nieder. „Bringen’s mir einen verlängerten Braunen“, befahl er dem Kellner Fritz.

„Grüß dich Gott, Mohnhaupt“, sagte Hagenberg. „Setz dich doch. Bist du zufällig hier?“

„Ich bin im Dienst. Da bin ich nie zufällig irgendwo. Ich habe dich gesucht. Zum Glück bist du ein Gewohnheitstier. Da weiß man meistens, wo man dich zu einer bestimmten Tageszeit findet. Was gibt es Neues?“

„Seine Majestät der Kaiser sind nach Ischl abgereist und im Prater ist ein Mädels umgebracht worden“, wiederholte Hagenberg die Kurzfassung der Tagesnachrichten.

„Genau so ist es und deswegen habe ich dich gesucht.“

„Ich habe mit seiner Majestät allerhöchst schon lange nicht mehr gesprochen. Seit dem Herbstmanöver vor drei Jahren nicht mehr. Und da habe ich auch nur meinen Namen gesagt, weil ich huldvollst danach gefragt worden bin.“

„Stell dich nicht blöd. Ich bin wegen dem Mädels da.“

„Mit der habe ich mein Lebtag noch nie gesprochen. Ich habe überhaupt erst aus der Zeitung erfahren, was passiert ist. Was willst du eigentlich von mir?“

„Und was ist das?“ Mohnhaupt zog eine schon recht lädierte Visitenkarte hervor und legte sie auf den Tisch. Darauf stand lediglich: ‚Manfred Hagenberg, Privatier‘. Sonst nichts. Kein Titel, kein Beruf und keine Adresse.

„Das ist eine von meinen Karten.“

„Schaut ganz so aus. Das Mädels hat sie bei sich gehabt. Was sagst du dazu?“

„Keine Ahnung, was ich sagen soll. Ich habe sie nicht gekannt und umgebracht habe ich sie auch nicht. Es sind sicher eine Menge meiner Karten im Umlauf. Das sind ja schließlich keine amtlichen Dokumente. Wer weiß, von wo sie die Karte her hatte.“ Er drehte die Karte um. Auf die Rückseite hatte jemand mit Bleistift notiert: ‚Rittmeister a. D., Hotel Hammerand‘. „Wer hat das geschrieben?“

„Die Ermordete, soweit man das sagen kann.“



„Ich habe keine Ahnung, was das bedeuten soll“, versicherte Hagenberg nochmals.

Mohnhaupt seufzte abgrundtief. „Also wieder nichts. Das schaut ganz nach einem dieser Fälle aus, die ungeklärt bleiben. Ich habe gehofft, du kannst mir weiterhelfen.“

„Leider nein.“ Hagenberg betrachtete die Karte. Sie sah aus, als ob sie oftmals in die Hand genommen und studiert worden sei, so nichtssagend ihr Text auch war.

Die Tote, deren Bild er bisher nur aus der Zeitung gekannt hatte, trat plötzlich in sein Leben. Undeutlich noch, nur ein blasses Gespenst, aber ausgewiesen durch seine Karte, die wie ein Hilferuf wirkte und seine Aufmerksamkeit forderte. Hagenberg war auf vage Art verunsichert und irritiert. „Wer war sie?“, fragte er.

„Das Mädchel? Niemand besonderer. Konstanze Graf hat sie geheißen. Eine Praterfee halt.“

„Ist sie auf den Strich gegangen?“

„Sie hat kein Gesundheitsbüchl gehabt. Sie ist ja auch in Beschäftigung gestanden. Aber gelegentlich hat sie es wahrscheinlich schon gemacht: Wenn sie Geld gebraucht oder ein gutes Angebot bekommen hat. Das tun viele. So ein Dienstmädchel verdient nicht besonders viel.“

„Ein Dienstmädchel war sie? Bei wem ist sie in Dienst gestanden?“

„Bei einer Baronin Rentenbach. Mit der haben meine Leute schon gesprochen. Die Frau Baronin war nicht wirklich untröstlich, nur angemessen desparat. Weiterhelfen hat sie uns auch nicht können. Die Beerdigungskosten übernimmt sie aber, weil die Kleine keine Angehörigen mehr hat. Dritte Klasse versteht sich, aber sie wird in keinem Armengrab verscharrt. Das ist sehr nobel von der Baronin.“

„Jetzt weiß ich, von wo die Karte herkommt“, erklärte Hagenberg überrascht. „Ich war vor etwa einem halben Jahr der Baronin bei der Lösung einer persönlichen Angelegenheit behilflich. Damals habe ich natürlich auch

meine Karte abgegeben. Das Mädels wird sie an sich genommen haben.“

„Na also. Wieder ein Rätsel gelöst. Nur weiterhelfen tut mir das auch nicht.“

„Ist die Konstanze ausgeraubt worden?“ Jetzt war die Tote nicht mehr bloß das Mädels, das im Prater umgebracht worden war. Jetzt hatte sie einen Namen. Hagenberg hatte das Gefühl, dass ihr Gespenst Konturen annahm und ihn fordernd ansah. Das war der ungarische Hanf, der ihm solche Gedanken eingab. Er dämpfte die ‚Nil‘ ab. „Starkes Zeug“, murmelte er. „Gut, aber stark.“

„Nein. Sie ist nicht ausgeraubt worden“, berichtete Mohnhaupt. „Sie hat noch ihr Geld, es waren natürlich nur ein paar Kronen, bei sich gehabt.“

„Hat man ihr Gewalt angetan?“

„Der Arzt sagt ‚nein‘. Sie hat auch sonst keine Verletzungen gehabt. Jemand hat sie einfach beim Hals gepackt und so lange zgedrückt, bis sie hinüber war. Jemand der sehr kräftig gewesen sein muss.“

Hagenberg starrte das Bild in der Zeitung an, das er vor kurzem noch achtlos überblättert hatte. Rybar hatte die Tote mit offenen Augen gezeichnet, so wie man sie gefunden hatte. Ein wenig Schauern wollte das Publikum zum Frühstück schon haben. Diese Augen schauten Hagenberg an, so als ob sie ihm etwas sagen wollten. Der Rittmeister fühlte sich zunehmend unbehaglich.

„Wie alt war sie, die Konstanze?“, fragte er.

„Dreiundzwanzig Jahre.“

„So jung ...“

„So etwas passiert halt“, bemerkte Mohnhaupt ungerührt. „Was hältst du davon?“

Hagenberg schloss kurz die Augen. „Entweder war es eine Beziehungstat, vielleicht ein eifersüchtiger oder zurückgewiesener Verehrer ...“

„Oder?“

„Oder jemand, der gar nichts von ihr persönlich wollte, hat sie kaltblütig beseitigt, weil sie ihm oder seinem Auftraggeber im Weg war. Irgendwie wirkt dieser Mord auf mich sehr emotionslos, geradezu professionell.“

„Das glaube ich eher weniger. Das spinnst du dir jetzt zusammen. Woher willst du das wissen? Wem sollte dieses belanglose Mädchen schon im Weg gewesen sein? Aber auch über einen Verehrer haben wir leider nichts in Erfahrung bringen können. Es könnte ja eine Zufallsbekanntschaft gewesen sein, ein Freier vielleicht. Die einschlägigen Leute im Prater reden nicht gerne mit der Polizei und haben uns nichts Brauchbares erzählt. Wirst du dich mit dieser Sache befassen?“

„Ich?“, fragte Hagenberg erstaunt. „Wie käme ich dazu? Die ganze Geschichte geht mich wirklich nichts an!“

Im selben Augenblick, in dem er es sagte, wurde ihm klar, dass das nicht stimmte. Immerhin war er dem Mädchen so wichtig gewesen, dass sie seine Karte mit sich herumgetragen und seine Adresse notiert hatte. Ein bleiches, verzweifertes Gespenst stand am Tisch und hielt ihm seine Visitenkarte entgegen. „Sicher hat ihr Tod gar nichts mit meiner Karte zu tun“, sagte er im vergeblichen Versuch, sich einer noch unbestimmten Verpflichtung zu entziehen, der er nicht folgen wollte.

Mohnhaupt stand auf und steckte die Karte wieder zu sich. „Wenn du mir noch etwas sagen willst oder selber eine Auskunft brauchst, du weißt ja, wo ich zu finden bin. Sei so freundlich und bezahle für mich. Das nächste Mal bin dann ich dran.“

Wenig später verließ auch der Rittmeister das Lokal, um nach Hause zu gehen.



## Kapitel 2

**H**agenberg hatte kein richtiges Zuhause, hatte nie eines gehabt. Er war im Internat der Kadettenschule aufgewachsen, dann folgten Kasernenunterkünfte und später ein Doppelzimmer für sich und seinen Burschen in einem Hotel, wo Offiziersquartiere vermietet wurden. Auch jetzt wohnte er wieder in einem Hotel.

Das Familienhotel Hammerand in der Florianigasse war die erste Adresse in der Josefsstadt. Die ständigen Gäste entsprachen zum Teil jenen des nahegelegenen Café Wien: Ärzte, Juristen, Wissenschaftler, ein paar Schriftsteller, die es sich leisten konnten, viele waren es nicht, und natürlich durchreisende Familien. Offiziere verkehrten hier kaum, mit ein Grund, warum sich Hagenberg für diese Unterkunft entschieden hatte.

Sein Einkommen hätte es Hagenberg längst erlaubt, eine komfortable Wohnung samt Büro zu mieten. Er hatte das bisher hinausgezögert, warum wusste er selbst nicht genau. Neben dem Dienstreglement beim Militär, das seinem Leben Konturen und eine Struktur gegeben hatte, waren seine privaten Umstände schon immer ein ständiges Provisorium gewesen. Nach seinem Ausscheiden aus der Armee war ihm nur mehr das Provisorium geblieben. Trotz seiner beruflichen Erfolge als Privatdetektiv - Hagenberg lehnte es entschieden ab, so bezeichnet zu werden - wusste er nicht recht, wie es weitergehen sollte. Eine Frau, die ihm den Weg in eine bürgerliche Existenz weisen konnte, gab es in seinem Leben nicht. Frauen schon, aber keine solchen, die man als Offizier heiraten konnte. In dieser Hinsicht war er noch stark in den Konventionen seines ehemaligen Standes



gefangen, ohne sich besondere Gedanken darüber zu machen.

Er nickte dem Portier an der Rezeption zu. Obwohl von den Gästen erwartet wurde, dass sie ihren Zimmerschlüssel beim Verlassen des Hauses abgaben, hielt sich Hagenberg nicht daran. Sein Zimmerschlüssel, den er ständig bei sich hatte und nach dem er daher nicht jedes Mal fragen musste, verschaffte ihm eine Illusion von Privatsphäre. Man ließ ihm das schweigend durchgehen, weil er ein geschätzter Gast war, der mit Trinkgeldern nicht knauserte.

Er bewohnte im zweiten Stock ein Doppelzimmer. Im Nebenzimmer, zu dem eine Verbindungstür führte, hauste Bastian, sein Faktotum. Bastian Gruber war Unteroffizier in Hagenbergs Regiment gewesen und hatte kurz nach dessen Ausscheiden aus dem Militärdienst auch seinerseits den Dienst quittiert, um sich Hagenberg anzuschließen. Der ehemalige Rittmeister benötigte nämlich für seine in Schwung gekommene neue Profession einen zuverlässigen Helfer. Bastian war genau der Richtige dafür. Er war loyal, tatkräftig und findig. Seine Neigung, sich an Gesetze und Vorschriften zu halten, war hingegen wenig ausgeprägt. Eine Eigenschaft, die sich bisweilen als sehr nützlich erwies.

Zwischen den beiden Männern bestand noch immer ein Verhältnis wie zwischen Offizier und Untergebenem. Das ging mehr von Bastian selbst aus, der darauf bestand, seinen Chef respektvoll mit ‚Herr Rittmeister‘ anzureden. Praktisch waren sie Partner bei Hagenbergs Ermittlertätigkeiten und Hagenberg trug dem auch Rechnung, indem er Bastian reichlich an den Honoraren beteiligte. Dieser wurde dadurch in eine gewisse Verlegenheit versetzt, weil er mit so viel Geld – gemessen an seinen bisherigen Verhältnissen – nichts anzufangen wusste. Er überließ daher kurzerhand dem Rittmeister die Verwaltung seines kleinen, aber ständig wachsenden Vermögens und begnügte sich mit dem, was er zum täglichen Leben brauchte.

Der Rittmeister registrierte, dass Bastian nicht zu Hause war. Im Gegensatz zu seinem Chef hasste er Müßiggang und sondierte wahrscheinlich die Möglichkeiten, die sich aus einem der ihnen angebotenen Fälle ergaben.

Hagenberg füllte aus einem großen Krug das Lavoir am Waschtisch und wusch sich schnaubend das Gesicht. Selbstverständlich gab es in allen Etagen des Hammerand fließendes kaltes und warmes Wasser. Aber nicht in den Zimmern. Soviel Hagenberg wusste, gab es überhaupt nur in ein paar Luxuszimmern ein sogenanntes Privatbad. Man konnte sich aber zweimal am Tag – am Morgen und am Abend im Zimmerpreis inbegriffen – einen Krug mit warmem Wasser aufs Zimmer bringen lassen. Ansonst stand in jeder Etage ein Wannenbad zur Verfügung, für dessen Benutzung man sich vom Etagenkellner einen Termin geben lassen konnte. Das war kein Problem. So häufig wurden Vollbäder nicht genommen. Die Sitte, am Tag wenigstens einmal zu duschen, lag noch in weiter Zukunft.

Auch die Wasserklosetts, zwei auf jeder Etage, waren für alle Gäste da. Dafür brauchte man natürlich keinen Termin, stand aber gelegentlich vor verschlossenen Türen. Auf alle Fälle und weil man den Gästen nicht zumuten wollte, im Nachthemd über spärlich beleuchtete Fluren zu eilen, befand sich in einem diskreten Kästchen unter dem Waschtisch ein voluminöser Porzellantopf, der dem Standard des Hauses entsprechend mit einem künstlerisch gestalteten Rosenmuster geschmückt war.

Einmal am Tag, meist am Vormittag, entsorgte das Zimmermädchen diskret den Inhalt dieses Geschirrs. Wenn der Topf zurückgebracht wurde, roch er ganz dezent nach Rosen, manchmal freilich mit einem herben Unterton, so wie Blumen, die man tagelang in einer Vase stehen hatte lassen, ohne das Wasser zu wechseln. Trotzdem, man konnte zufrieden sein. Auch in puncto Hygiene war das Hammerand auf dem letzten Stand. Hagenberg war von Kasernenunterkünften weit sonderbarere Gerüche gewöhnt.